

Geschichte als Wert an sich? Denkmalpflege und Geschichtsbewußtsein*

Otto Borst

Daß nicht nur Parteien und Politikerprofile, sondern auch Wörter in den großen Abnutzungswolf geraten, wissen wir längst, auch die Wörter «Denkmalpflege» und «Altstadtsanierung» und «Reaktivierung» und so fort sind durch diesen Wolf gedreht worden – wir können es nicht mehr hören. Ernsthafte Beobachter, ihre Zahl ist im Steigen begriffen, geben bereits zu bedenken, ob nicht das hoffnungsvolle Beginnen des Denkmalschutzjahres 1975 dabei sei, ins Gegenteil und in einen Totalausverkauf umzuschlagen, wobei sie sicherlich am meisten durch die Hochkonjunktur der Wörter und Beteuerungen und Projekte zu dieser Resignation verleitet worden sind: sie wittern hinter den Deklarationen der Bürgerinitiativen, hinter den Sanierungsausschreibungen mit Wettbewerb, hinter den Bundes- und Landeserklärungen, daß in der Kommunal- und Regionalpolitik der nächsten Jahre das Bewahren vor dem Weiterbauen stehe, hinter allen Seminaren und Preisverleihungen und Traktätchen – sie wittern hinter dieser Konjunktur nur Rhetorik, die den Dingen viel mehr Schaden zufügt, weil sie sie zerredet und sie gewissermaßen abhakt: die Jahrhundertaufgabe ist erledigt, es kann zur Tagesordnung übergegangen werden.

Natürlich ist sie nicht erledigt. Ganz im Gegenteil: wir haben sie, meine ich, in ihrer Tragweite, aber auch in ihren Konsequenzen noch kaum erkannt. Zur Erläuterung dieser These darf zunächst einmal darauf hingewiesen werden, daß es Denkmalpflege «an sich» nicht gibt. Gut, man hat da und dort das Fachwerk wieder herausgeholt und die Fassade auf Hochglanz poliert, ja man hat da und dort die Renaissance-Fassade stehen lassen, und das, was der Bulldozer dahinter zu Kleinholz und Steinhäufen gemacht hat, mit einem Super-Warenhaus wieder aufgefüllt – aber stehen geblieben ist eben nur die Fassade. Nur das Kleid, nur das Äußere. Denkmalpflege ist nicht nur Sache der Optik des Experten-Architekten, des Farb-Fachmanns und so fort, sondern betrifft unser Leben im ganzen und umschließt das Gestern so gut wie das Heute und Morgen. Was diesen Ablauf von Zeit – und von Lebensmöglichkeiten und Lebenschancen – zu fassen vermag, nennen wir Geschichte: Denkmalpflege ohne Geschichte ist ein Unding, bestenfalls Architekten-spielerei oder kommunales Planspiel. Geschichte

aber ist, ich darf das überspitzt einmal so sagen, Geschichte ist Gegenwart.

Das muß erläutert werden. Immer dann, wenn nach dem Sinn von Forschungsgeldern und Museumshaushalten, von Geschichtsbüchern und Geschichtsunterricht gefragt wird, ist von «Geschichtsbewußtsein» die Rede. Es gibt offenbar kein anderes Wort dafür, die Regierungsräte in den Kultusministerien, die Herren Festredner inmitten der gewaltig dahinrollenden Jubiläums-Lawine, die Verfasser einschlägiger Traktate, die Lehrer, die Politiker, die Vereinsvorstände, die Mediengewaltigen: sie alle reden von Geschichtsbewußtsein, wenn es ernst wird. Nun haben wir augenblicklich einen ganzen Korb voll verschiedener Arten des Bewußtseins, in den täglich immer wieder ein neues Bewußtsein gelegt wird: es gibt ein Modebewußtsein und ein Verkehrsbewußtsein und ein Kalorienbewußtsein, aus dem jetzt wohl ein Joule-Bewußtsein geworden ist, und vor zwei Jahren, als es wie in manchen Sommern weniger regnen wollte, hat auch einer an unser Wasserbewußtsein appelliert: warum sollten wir kein Geschichtsbewußtsein haben?

Man meint, mit diesen und allen anderen Arten von Bewußtsein, vereinfacht gesagt, immer ein Dran-Denken: ich bin mir der Regeln und Gefahren des Straßenverkehrs bewußt, ich bin mir der Funktion der richtigen und der Gefahr der falschen Ernährung bewußt, ich weiß, welchen Eigenheiten und Gesetzmäßigkeiten «Mode» unterworfen ist, ich denke daran, daß unserem Wasserhaushalt Grenzen gesetzt sind. Im Fall der Geschichte klappt das nicht so ganz. Gut, es gibt ein Dran-Denken an Geschichte und natürlich ein Wissen von Geschichte. Aber das ist nicht alles. Geschichte ist kein Wert an sich wie unser Öko-System und unser Verkehrsregelungsnetz und so weiter, deren Zeiger, sind sie einmal gestört, in höchster Erregung auf Alarm ausschlagen. Geschichte existiert nur in unserer Imagination, sie wird erst in uns lebendig; und die Ironie unserer Tage scheint darin zu liegen, daß uns das Überangebot an «Geschichte», an optischen und verbalen Offerthen von Vergangenheit nahezu immun gemacht hat gegen die Möglichkeit, von Geschichte stutzig und betroffen gemacht zu werden. Die Symphonien MOZARTs können wir heute an jeder Ecke in Kassetten haben, makellos und sozusagen aseptisch aufgeführt, im Autoradio wechselt Barockes und Klassisches und Romantisches bis nach Mitternacht, GREGOROVIVUS und HUIZINGA und JACOB BURCKHARDT an

* Text eines Vortrags, der im Süddeutschen Rundfunk Stuttgart gehalten wurde.

jedem Kiosk, nebenan Pommes frites mit Ketchup, kleine Jugendstilbändchen mit glänzend klischierten Abbildungen, Stauferkunst in jeder Preislage, «Rom zur Zeit der Cäsaren», «Bevor Hitler an die Macht kam», «Illustrierte Weltgeschichte» – Bände und Bände in jeder Menge, und abends holt uns noch ein Fernsehfilm den ALTEN FRITZ und den Reichspropagandaminister GOEBBELS persönlich ins Haus – die Geschichtsindustrie ist längst eine der attraktivsten Seiten der Bewußtseinsindustrie geworden. Wir täten gut daran, diesen Zusammenhang einmal zu überprüfen, wenn wir die Rekordbesuche von Geschichtsausstellungen zählen; und unsere Geschichtslehrer sollten endlich einmal überlegen, wie sie die jungen Geschichtskonsumenten, denen BACH und «Play-Bach» eine Art Zimmereinrichtung geworden sind: wie sie diese jungen Dauer-Konsumenten von «Geschichte» noch betroffen machen. Vorbei, daß man einen Kupferstich, einen alten, daheim hütet wie einen Schatz. Den kann man doch längst in Kopie haben. Seit man den Piz Palü für zwei Mark im Kino sehen kann, GOTTFRIED BENN hat sehr Recht gehabt mit dieser Bemerkung, stehe die Dichtung vor anderen Aufgaben. Auch die Geschichtsunterweisung steht so, oder richtiger: müßte so stehen. In der allgemeinen Geschichtsbespielung ist jedoch völlig untergegangen, daß man noch 1922 die Weltnachrichten bestenfalls aus der Zeitung bezogen hat, daß man noch 1930, 1940 und noch später zehn, zwanzig Kilometer, wenn es sein mußte, täglich zu Fuß gegangen ist, daß man, in schwäbischer Version, zu Hause seine diversen «Pfannen» oder «Kacheln» hatte, sein Herdfeuer, seine Strümpfe, die man «wiefelte», bis es nimmer ging – wer von uns ermißt das noch, wie sehr das anders war, gestern und vorgestern, wer – macht noch ernst mit der Geschichte?

Ein zweites hängt damit zusammen, die Tatsache, daß Geschichte kein «Sein» ist, sondern ein «Werden». Des «Seins», des Sachverhalts kann ich mir bewußt sein, an den kann ich denken, täglich, stündlich; das Werden muß ich sehen lernen und begreifen lernen und – hinter mich bringen. Man kann vielleicht Geschichte mit sich herumtragen, wie einer das Grundgesetz mit sich herumträgt. Aber das ist nicht der Sinn der Sache. Geschichte kann ein ästhetisches Vergnügen sein, Anlaß zum Sammeln und Ordnen und Kartographieren. Aber das ist ihre nachgeordnete, zu Zeiten stärkere, zu Zeiten schwächere Rolle – die Nostalgie unserer Tage gehört in dieses Kapitel. Die eigentliche und unersetzliche Rolle von Geschichte liegt darin, daß sie uns den Boden, auf dem wir stehen, erhellt, daß sie uns sagt, wo wir herkommen, und damit auch,

wer wir sind: das haben wir zu erkennen, und indem wir es erkennen, ähnlich der psychoanalytischen Vergangenheitsaufhellung, bringen wir es hinter uns und wachsen über das, was Vergangenheit war, hinaus.

Es muß ganz deutlich gesagt werden: der Sinn des Umgangs mit Geschichte kann nicht darin liegen, Last anzuhäufen und sich mit den Nippessachen von Gestern zu behängen, sondern – in Auseinandersetzung mit Geschichte – Vergangenheit loszuwerden. Nicht ein Bewußtsein ist das, sondern ein Bewußtwerden, ein Prozeß, ein eigener Entwicklungs- und Reifungsprozeß, durch den wir hindurch müssen. Die Dinge der Vergangenheit bewältigen heißt: sie in die eigene Gewalt bekommen, und das bedeutet auch: sie verarbeitet zu haben, sie abstoßen zu dürfen, sie, haben wir das alles geistig und seelisch verarbeitet, auch vergessen zu dürfen. Ich sage das ohne irgendwelchen aktuell-politischen Seitenblick: Geschichte darf, muß man vergessen dürfen. Dann nämlich, wenn man, um ein Wort MITSCHERLICHs zu variieren, wieder fähig geworden ist, zu trauern, wenn das eine und andere Organ, in dumpfer Zeitlosigkeit verstummt, wieder zu reden begonnen hat. Wenn wir befreit sind von Geschichte und uns wieder dem Tag, der Wirklichkeit widmen dürfen. Geschichte ist kein Wert an sich, und schon gar nicht die Tyrannin, die sich wie die hundertköpfige Hydra der Gegenwart bemächtigt, vielmehr eine der Möglichkeiten – es gibt noch andere –, statt irgendwelcher Utopien sich der Wirklichkeit zu nähern. Geschichte ist, wie sich der alte GOETHE einmal notiert hat, *eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.*

Wer das so akzeptiert, wird die Denkmalpflege unserer Tage weder als spätromantische Nostalgie noch als die Alibi-Reaktion eines umweltverschmutzenden schlechten Gewissens praktizieren wollen. Städtische und dörfliche Denkmalpflege, einerlei ob an Ensembles geübt oder an bildbestimmenden Einzelobjekten, ist Teil eines Geschichtsprozesses, der natürlicherweise ausmündet in unserer Gegenwart: nicht das Gestern ist die Dominante, sondern unsere Gegenwart. Man mag Gefallen am köstlichen Gewinkel Rothenburgs und der vielen Klein-Rothenburgs überall finden: es ist sehr die Frage, inwieweit sich dieses Vergnügen wesentlich abhebt von der Flucht nach rückwärts, die zumindest für die vordergründigste Nostalgie charakteristisch ist. Nichts gegen Flohmarkt und die Lust an der kupfernen «Bettfläsch», die unsere Großmutter auf die Bühne gebracht hat in der rührenden Meinung, die Zukunft habe schon begonnen: das alles sind sicherlich die unschuldigsten Freizeitaktio-

nen unserer Tage. Aber sie sind eben Rückzugsgefechte und wohl auch Zeichen einer Isolierung, die das Leben im Ganzen und auf Dauer schlecht trägt.

Wenn wir erkannt haben, daß Geschichte, um das griechische Nostalgie deutsch zu geben, nicht Wehmut, nicht Heimweh haben will, sondern Auseinandersetzung verlangt, dann werden wir, um bei der städtischen Denkmalpflege zu bleiben, sehr zu überlegen haben, ob es das überhaupt noch gibt: die historische Stadt. Geographen und auch Historiker beruhigen uns mit dem Hinweis, schließlich komme man auch heute wieder im Zweifelsfall auf die Form und das Vorbild der «historischen Stadt» zurück. Es gebe keine Alternative. Wer genauer zusieht, erkennt sehr deutlich, daß von der historischen Stadt keine Rede mehr sein kann. Es gab sie einmal, als die Stadt des Mittelalters, geprägt durch ihr rechtliches Sonderdasein, durch ihre Rolle als Großburg, durch die in ihren Mauern praktizierte größere Arbeitsteiligkeit. Unnötig zu sagen, daß von allen drei Funktionen heute keine einzige mehr sichtbar ist. Seit 1935 ist zwischen «Stadt» und «Gemeinde» kein rechtlicher Unterschied mehr, und in der Bundesrepublik ist nach 1945 daran nichts geändert worden. Ist die Stadt heute mehr als eine Agglomeration von Häusern, von Funktionsträgern für unsere wirtschaftsorganisatorischen, technologischen, administrativen, sozialen Aufgaben: wo sind die spezifisch «städtischen» Funktionen neben denen der «Region», der «Landschaft» noch erkennbar? Und wo beginnt jene Entwicklung sichtbar zu werden, der wir uns gar nicht entziehen können, wollen wir nicht öffentliches Leben künstlich kaschieren, zugunsten einer «historischen Stadt», die schon dem Wort nach ein Widerspruch in sich selbst ist? Rothenburgs Pflastergassen sind ein originelles Beispiel, ohne Zweifel. Aber keines, das jetzt zu Ausgang unseres Jahrhunderts noch übertragbar wäre. Man kann einen übriggelassenen, einen musealen Rest Mittelalter nicht zum Vorbild machen.

Oder sind unsere Altstädte, dies die Argumentation vieler Denkmalpfleger selbst und so auch formuliert in vielen unserer Länder-Denkmalgesetze: sind unsere Altstädte nur deshalb zu erhalten, so, wie sie jetzt am Stichtag Null aussehen und nunmehr für alle Zeiten, weil sie als historisches Anschauungs- und Argumentationsmaterial dienen können? JOHANN GUSTAV DROYSEN, der Verfasser einer noch heute klassischen, unüberholten Historik, dem gewiß niemand historische Barbarei oder auch nur kulturelles Banausentum wird vorwerfen wollen, hat in dieser «Historik» einmal gesagt: *Auch Verfassungen, Glaubensmeinungen, die Formen und Schöpfungen*

des Gemeindelebens, die Baulichkeiten der Städte usw. sind historisches Material, aber ihr Zweck war nicht und ist nicht, unverändert zu bleiben. Und er fährt dann fort: Sie leben sich mit den Generationen weiter, nach dem Bedürfnis jeder Gegenwart werden sie sich stetig in unmerklichen Schritten, wie man wohl gesagt hat: organisch umbilden; ihr Lebensprozeß geht ununterbrochen weiter; ob sie wachsen oder in sich verkommen. Es gibt keine bestimmte Persönlichkeit, an die sie geknüpft bleiben könnten, keinen bestimmten Zeitpunkt, in dem sie normativ und für ihre ferne Dauer festgestellt wären.

Damit ist – um nicht mißverstanden zu werden – nicht die Parole «Frei zum Abbruch» gegeben! Es sind nur zwei Dinge deutlich herausgestellt. Erstens: nicht die Geschichte ist die Norm, sondern die Gegenwart. Auch der Historismus des 19. Jahrhunderts war nur ein Durchgangsstadium; töricht, sich ihn noch heute zum Maßstab nehmen zu wollen. Nichts verrät stärker unser gebrochenes Verhältnis zur Geschichte als die hier und da verwirklichten Versuche, historische Bausubstanz nachzubilden: als ob da «Wirklichkeit» eingebracht wäre? Man wird in wenigen Jahren über diese POTEKINSCHEN Dörfer der Geschichte genau so lächeln wie über die zinnengekrönten Eisenfabriken der Gründerzeit: derartiges «Können» wird schneller zum Kitsch, als man denkt – das kann gar nicht anders sein.

Zweitens: Bauen, heilen, verändern in der Altstadt verlangt nur – in Führungsstrichen – nur eines, was zugleich das Schwerste ist: Stilgefühl, für den Verwaltungsmann und Gemeinderat, für den Architekten, für den Planer. Man braucht, nur um den Fluß der Entwicklung nicht zu hemmen, Geschichte nicht zu beleidigen. Man beleidigt sie dann, wenn man sie bloßstellt gegenüber ihrer anderen, neueren oder noch älteren Umgebung, man desavouiert sie, wenn man sie nicht verstanden, nicht bewältigt, nicht «hinter sich gebracht» hat. Das Fertig-geworden-Sein mit Geschichte zeigt sich nicht darin, daß man sie «fertig macht», sondern innerlich so souverän, so frei geworden ist, daß man ihr einen schicklichen, einen adäquaten Platz zuweist. Das heißt: mit Stilgefühl in der Altstadt bauen und umbauen. Wer Stil hat, bewegt sich nicht wie der Elefant im Porzellanladen, sondern akzeptiert – auch – die Formen und Mentalität seiner Umgebung. «Stil haben» ist der sinnfälligste Ausdruck eines mit Anstand wahrgenommenen Einverständnisses, mit dem Kollektiv, mit dem «Wir», mit dem, was über den Alleingängen Anspruch auf höhere Gültigkeit beanspruchen darf. Mit «Stadt» ist, wie immer man das drehen mag, ein Unternehmen auf Gegenseitigkeit gemeint, ein Kollektivunternehmen, das sich von der «Solitude» weit draußen sehr wesentlich

unterscheidet. Wer «Stadt» sagt, muß auch Ja zu dieser Kollektivverantwortung sagen – auch damit müssen wir (wieder) fertig werden. Wer baut, wer «saniert», wer neu plant in der Altstadt, von dem werden wir in allererster Linie Stilgefühl verlangen dürfen, ein Erzogensein durch Geschichte. Wer sich

dem nicht gewachsen fühlt, sollte seine Finger davon lassen, auch in den Gemeinderäten, in den Regionalverbänden und so weiter. Jeder andere wird dankbar sein für eine Aufgabe, deren Sinn offenbar ist: das Gestrige einbringen in unsere Gegenwart, aber nicht wegen Gestern, sondern wegen Morgen.

Peter Haag-Preis 1978

Im Frühjahr 1978 hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND den PETER HAAG-PREIS für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten gestiftet. Damals erläuterte PROF. WILLI BIRN, der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, unter dem Titel «Dank an Peter Haag» die Motive, die zur Stiftung dieses Preises geführt hatten: *Denkmalpflege gehört seit eh und je zu den vordringlichen Aufgaben des Schwäbischen Heimatbundes. . . . Daß wir uns dabei nicht verlore haben in staunender Betrachtung des Überlieferten und in wehleidigem Klagen um Verlorenes oder Dahingehendes, das haben wir vor allem Peter Haag zu verdanken.*

Die Giebelseite des mit dem PETER HAAG-PREIS ausgezeichneten Hauses am Weinhofberg 8 im Ulmer Fischerviertel. (Foto: Rueß)



Er war ganz wesentlich beteiligt, als wir in der Satzung die Aufgaben und Ziele des Schwäbischen Heimatbundes neu formulierten: «Der Schwäbische Heimatbund will zu seinem Teil die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt leisten.» Es ist nur konsequent, wenn der Schwäbische Heimatbund die daraus erwachsene Verpflichtung dankbar anerkennt und nun in seinem Namen einen Preis stiftet, mit dem Bürger dieses Landes dafür ausgezeichnet werden sollen, daß sie ein Stück der gemeinsamen Vergangenheit für die Zukunft erhalten und erneut wirksam gemacht haben.

Am 17. Dezember 1978 wurde nun der PETER HAAG-PREIS zum ersten Male verliehen, und zwar in Ulm, weil dorthin der Hauptpreis gefallen war; außerdem wurden vorbildlich wiederhergestellte Häuser in Mühlhausen (Villingen-Schwenningen) und Schwäbisch Hall ausgezeichnet.

In einer Feierstunde im Ulmer Schuhhaussaal überreichte PROF. WILLI BIRN die von dem Tübinger Bildhauer UGGE BARTLE geschaffene Plakette an die Eigentümer der ausgezeichneten Häuser: HEINZ LANGE (Ulm) sowie FRITZ GRÄTER (Schwäbisch Hall) und WILFRIED LEIBOLD (Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Mühlhausen). In Grußworten würdigte Ministerialdirektor BENNO BUEBLE (in Vertretung des Innenministers), der Ulmer Oberbürgermeister DR. HANS LORENSER und Hauptkonservator DR. BODO CICHY vom Landesdenkmalamt das bürger-schaftliche Engagement, das zur Erhaltung und vorbildlichen Wiederherstellung der ausgezeichneten Häuser geführt hat.

Links und auf Seite 15 ist das Haus Weinhofberg 8 in Ulm abgebildet, das HEINZ LANGE als letztes in einer Gruppe von drei Häusern wiederhergestellt hat. Auf dem rechten Bild sind links das ehemalige Stegbad, rechts die einstige Lochmühle zu erkennen; weitere Abbildungen finden sich auf den folgenden Seiten, wo auch der Vortrag – in erweiterter Fassung – abgedruckt wird, der entsprechend der Satzung des PETER HAAG-PREISES bei der Veran-